

Betrachtungen über Volksart, Rasse und Psychose im Thüringer Lande.

(Eine wissenschaftliche Plauderei.)

Von

Geh. Rat Prof. Dr. Otto Binswanger-Jena.

(Eingegangen am 12. Mai 1925.)

Vor langen Jahren hatte ich mir dieses Thema für eine Rektoratsrede zurechtgelegt. Sie ist damals im Konzept steckengeblieben. Wohl hatte ich mir auf Grund kulturgeographischer und anthropologischer Vorarbeiten bestimmte Vorstellungen über die möglichen Zusammenhänge zwischen diesen drei Gebieten wissenschaftlicher Betrachtung bilden können. Es mißlang mir aber damals, mein eigenes psychiatrisches Beobachtungsmaterial und die aus ihm gezogenen Schlüsse durch erweiterte und umfassendere ethnologisch-anthropologische Erhebungen zu stützen und zu klären. Ich habe aber die einmal begonnene Beschäftigung mit diesen Fragen nie wieder ganz ruhen lassen und mich bemüht, meine eigene Erfahrung zu vervollständigen und mein aus Büchern zu schöpfendes Wissen zu bereichern.

„In der beschaulichen Muße“ des emeritierten Medizinprofessors bin ich meiner Anlage und Neigung gefolgt, alte wissenschaftliche Erinnerungen auszugraben und sie mit neuen, veränderten Erhebungen in Verbindung und ergänzenden Einklang zu bringen. Diese Plauderei ist das Ergebnis solcher Bemühungen.

Greife ich in den Schatz meiner mit dieser Arbeit verknüpften Erinnerungen auf 40 Jahre zurück, so taucht vor meinem geistigen Auge ein älterer, mir befreundet gewesener Arzt auf, der mich damals jungen Professor in seine thüringische Heimat einführte, mir Land und Leute erklärte und mich mit der ländlichen Bevölkerung in direkte Berührung brachte. Er hatte 30 Jahre lang in Südafrika z. T. auf den Diamantfeldern seine ärztliche Praxis ausgeübt, war dann vom Heimweh getrieben in sein Stammland zurückgekehrt und hatte sich an der Stätte seiner Studien zur Ruhe gesetzt. Er war, trotz seiner fortgeschrittenen Jahre, ein gewaltiger Fußwanderer, mit dem ich, so oft ich mich freimachen konnte, weite Streifzüge in die thüringische Landschaft ausführte. Bog man damals — jetzt sind solche Beobachtungen bei der rapiden Zunahme der Industrialisierung und der dadurch bewirkten

Bevölkerungsverschiebungen kaum mehr anzustellen — z. B. aus dem Flußgebiet der Schwarza in einsamere Berggegenden aus und besuchte dort oben die Waldgebiete, die damals noch kleinen Dörfer, so konnte man fesselnde Beobachtungen machen. Kam man an Werktagen, so war unser erstes Ziel das Schulhaus, um die Kinder bei Schulschluß herausströmen zu sehen; an Sonntagen beobachteten wir die Kirchgänger und die Wirtshaussgäste. Der thüringische Bergbauer steht dem Fremden nur bei einem Glase Bier Rede und Antwort. Und wie kannte mein älterer Freund seine Leute! Die afrikanische Luft und Sonne hatten wohl seine Haut gebräunt und seine Haare gebleicht, aber die thüringische Sprache war unverfälscht geblieben, wie seine treue Liebe zu seinen Heimatsgenossen. So war der „Doktor“ den Leuten überhaupt kein Fremder. Ich war meist nur ein stummer Beobachter, aber ein innerlich teilnehmender Zuhörer.

Bei den Schulkindern fiel sofort auf, daß sie, mit geringen Ausnahmen, in dem einen Dorfe helles, blondes, weiches, welliges Haar, blaue Augen, weißrote Backen, schmale Gesichter, gerade gerichtete schmale Nasen, längliche und rundere Köpfe hatten. Im anderen Dorfe waren Kinder überwiegend mit strohgelben und hellbraunen Haaren, die hart, straff und dick waren, die Gesichter waren bräunlich gefärbt, die Augen rehfarben bis dunkelbraun, die Köpfe breit, das Gesicht eckig-kantig, die Nase plumper, breiter. „Dort ein Germanen-, hier ein Sorbendorf“, war unser Urteilsspruch, der durch die verschiedene Dorfanlage gelegentlich gestützt wurde. Aber auch eigenartigen, geradezu schwarzhaarigen, dunkeläugigen, jungen Menschen begegneten wir. Die Gesichtsform war bald schmal, länglich, bald breiter, oval; die Kopfform rund, vereinzelt aber langschädelig. Man kam gelegentlich zu dem Ausruf: „Siehe, ein griechisches Profil!“ Die ausgereiften Menschen waren mittelgroß, seltener übermittelgroß; es waren grobknochige, starke Gestalten mit eckigen Gesichtern, mit scharf geschnittener, dabei aber fleischiger und starker Nase, breite, plumpe Nasen waren auch vertreten, die Kopfform rund und nur vereinzelt langschädelig. Man gewann den Eindruck, daß die harte Arbeit, der mühselige Kampf um das tägliche Brot, das dem steinigen, humusarmen Boden abgerungen werden mußte, ein zähes, hartes Geschlecht — unter steter Ausmerzungen der lebensuntüchtigen Menschen — im Laufe der Jahrhunderte emporkommen ließ. Die kräftige Kiefern Muskulatur, die beim Sprechen und Kauen deutlich hervorsprang, kontrastierte mit den schmalen, dünnen Lippen und den verflachten, leicht nach unten gezogenen Mundwinkeln. Besondere „Rassenmerkmale“ — so nannte ich damals die Verschiedenheiten bei den Kindern — konnte ich bei den Erwachsenen kaum mehr erkennen. Bei Wanderungen in späterer Zeit traten mir die Gegensätze zwischen der eingesessenen ländlichen Bevölkerung der höher gelegenen

waldreichen Landesteile und derjenigen der Flußgebiete (Saale und Unstrut) schärfer entgegen. Wenn auch physiognomisch eine gewisse Gleichartigkeit besteht — man kann geradezu von einem Bauerngesicht sprechen — so war doch unverkennbar, daß der Menschenschlag — von einigen abgelegenen Walddörfern der Ebene in den kleinen Seitentälern dieser Flußgebiete abgesehen — unten in der fruchtbareren, milderen Ebene kleiner, graciler, aber besser genährt war als der unter dürftigen Lebensbedingungen hausende Bergbewohner. Ich hoffte, in den Seitentälern des Orlagaues (ein Landesteil, in dem nachweislich die serbo-slawische Bevölkerung wohl am längsten bis ins 11. und 12. Jahrhundert in geschlossenen Dorfverbänden sesshaft war) genauere Feststellungen über körperliche Merkmale aufzufinden, die diese Zuzügler oder Eindringlinge von der ursprünglichen thüringischen Bevölkerung in Ergänzung meiner ersten Beobachtungen genauer abtrennen ließ. Es ist mir dies nicht gelungen; das Jahrtausend, das inzwischen verflossen war, hat zu nivellierend gewirkt. Die Vermischung war zu weitgehend geworden. Dies war der Hauptgrund, warum ich damals das Thema für die Rektoratsrede fallen lassen mußte. Ich war noch in der älteren anthropologischen Auffassung befangen, daß die Slawen eine mehr oder weniger geschlossene eigene Rassengemeinschaft darstellten und daß deshalb die Aufgabe gelingen müßte, sie aus der germanischen Stammbevölkerung schärfer auszusondern. Die anthropologischen Grundlinien in der Rassenfrage haben sich in den folgenden Jahrzehnten ganz wesentlich verschoben, so daß das Mißlingen dieser Absicht mir später verständlich geworden ist. Ich bin diesen neueren Forschungsergebnissen der Anthropologen mit Aufmerksamkeit gefolgt; anthropologische Ausblicke im Zusammenhang mit psychiatrischen Erfahrungen haben zum eisernen Bestande meiner klinischen Unterrichtsmethoden gehört. Ich komme auf die Rassenfrage nachher zurück.

Diese persönlichen Wandereindrücke habe ich hier vorangestellt. Ergänzend will ich hinzufügen, daß selbst in den kleineren Städten im Talgebiete sich fast überall eine Misch- und Wanderbevölkerung niedergelassen hat, die als Studienmaterial kaum verwertbar ist.

Damals fesselte mich noch eine zweite, aus meiner thüringischen Tätigkeit herrührende Beobachtungsreihe: die große Häufigkeit einzelner Krankheitskategorien, die fast zur Einseitigkeit des zufließenden Krankenmaterials führten. So war es naheliegend, der seelischen Eigenart des Thüringers in Stadt und Land weiter nachzuspüren. Meine Beobachtungen ergaben das folgende Durchschnittsbild:

Der Thüringer ist intellektuell gut veranlagt, mit leichter Auffassungsgabe und mit großer Beweglichkeit des Geistes begabt; unternehmungslustig und tatenfroh. Er ist liebenswürdig, hilfsbereit, in

seinen Plänen und Versprechungen leicht übers Ziel hinausschießend und deshalb nicht immer zuverlässig. In den Flußniederungen ist er leichtlebiger und in übergroßem Maße zu Musik und Tanz geneigt; in den Gebirgstälern sind die ernsteren und strenger zurückhaltenden Menschen. Aber auch dort bricht zur Zeit der „Kirmse“ eine überschäumende, leicht lärmende Tanzlust hervor. Überhaupt ist eine gesteigerte Sinnenlust in Berg- und Talgegenden unverkennbar; ein vielbeschäftigter Arzt berichtete mir einmal, daß er in bauerlichen und Fabrikarbeiterkreisen bei Mädchen über 18 Jahren kaum einer Virgo begegnet sei. Aber so jäh aufflackernd eine freudig erregte ausgelassene Stimmungslage einsetzen kann, so rasch kann sie auch ins Gegenteil umschlagen; bei geringfügigsten Anlässen entwickeln sich tiefste Niedergeschlagenheit, gereizte Stimmung infolge gekränkten Ehrgeizes und Verzweiflungsausbrüche mit der Neigung zu triebartigen Selbstmordhandlungen. Bekanntlich hat Thüringen mit dem jetzigen Volksstaat Sachsen zusammen die größte Selbstmordziffer in Europa! Wie oft haben wir in Jena Dienstmädchen in die psychiatrische Klinik aufgenommen nach verunglückten Selbstmordversuchen! Ein leichter Verweis der Dienstherrin (z. B. wegen einer zerbrochenen Kaffeetasse) hatte genügt, um sie zur Verzweiflung zu bringen; sie liefen zur Saale, stürzten sich in den Fluß, wurden aber meistens glücklicherweise noch lebend herausgefischt. Wenn sie ihren Kummer ausgeschlafen hatten, wurden sie heimgeschickt. Der nächste Sonntag sah sie wieder auf dem Tanzboden! Aber auch einer Lichtseite des lebhaften sinnesfreudigen Charakters des Thüringers muß gedacht werden, der künstlerischen Begabung. „Ilm-Athen“ ist eine der ersten Städte deutscher künstlerischer Bestrebungen in Musik, Malerei, Bühnenkunst und literarischer Betätigung geworden. Der theatralische Geist durchdringt dort alle Bevölkerungsschichten. Wenn wir stadtsässige Weimaraner — vor allem Weimaranerinnen — in unsere Klinik aufnehmen, so fiel immer der schauspielerische, deklamatorische Zug im Krankheitsbilde auf. Die Angstzustände der melancholischen Depression waren ausgezeichnet durch mehr oder weniger künstlerisch vollendete mimisch-gestikulatorische Ausdrucksbewegungen und sprachliche Ergüsse voll rethorischen Schwunges. Die „Psychosis vimariensis“ war bei uns zum geflügelten Worte geworden, den „Medeatypus“ mimten nicht nur kranke Schauspielerinnen, sondern auch die Choristinnen und die kleinen Bürgerfrauen. Für die prognostische Beurteilung der Krankheitsfälle waren diese Erfahrungen von Wichtigkeit; wir subtrahierten diese schauspielerische Komponente und gelangten so vielfach zu einer günstigeren Auffassung über die Schwere der vorliegenden Erkrankung. Die künstlerische Begabung des Thüringers kann man auch an anderen Erscheinungen feststellen. Wandert man durch die Distrikte der Por-

zellanindustrie und besucht die Werkstätten der Porzellanmalerei, so wird man gefesselt durch die Erzeugnisse von hohem künstlerischem Wert, die dort von einfachen Arbeitern geleistet werden. Die großen Zeißwerke in Jena besitzen einen Stamm thüringischer Arbeiter, die die feinste Präzisionsarbeit auf optisch-physikalischem Gebiete leisten, und hier soll auch des genialen Schöpfers dieser Werke, Ernst Abbes, gedacht werden, eines echten Sohnes des Eisenacher Oberlandes! Ich sehe ihn vor mir in der Blüte seiner Jahre, den großen schlanken Mann mit dem wundervoll geformten mesocephalen Kopfe, dem dichten schwarzen Haar, dem länglichen, scharfkantigen Gesichte, dem nach innen gekehrten Blicke der tief dunklen Augen, die so gütig auf menschliches Leid gerichtet sein konnten. Ich frug mich oft: welchem Stamme entsprang er? Hat in alten, längst verklungenen Zeiten von Bayern her eine Zuwanderung dinarischer Volksteile in dieses Gebiet stattgefunden? Ist Ernst Abbe ein Nachkomme dieser Einwanderer, die in der Stammbevölkerung aufgegangen sind?

Die leichte Entflammbarkeit in Liebe und Haß erklärt auch den heftigen, leidenschaftlichen politischen Drang im thüringischen Volksstaat, in dem die extremsten Auffassungen und Tendenzen am lautesten zu Worte kommen. Dabei ist bemerkenswert das heftige Pathos des geborenen Volksredners, der weniger durch stichhaltige Argumente als durch die rednerische Ausdrucksform auf seine Zuhörer einwirkt. Diese rethorische Anlage ist mir auch bei Verhandlungen in ländlichen bäuerlichen Kreisen — ich verlebte 22 Jahre lang meine Ferienzeit auf einem Landsitze in der südwestlichen Ecke des Thüringer Landes — auffällig gewesen. Als glückhafte Erscheinung ist der geringe Alkoholismus in der thüringischen Bevölkerung zu erwähnen. Nicht, daß überall und immer zu wenig getrunken wird; bei den ländlichen und städtischen festlichen Veranstaltungen wird massenhaft getrunken, aber das Getränk ist ein harmloses, wenig alkoholhaltiges Bier. Vielfach, besonders bei den ländlichen Arbeiten des Hochsommers, wird nur obergäriges Bier, ein erfrischendes, alkoholfreies Getränk genossen. Das Lichtenhainer und Ziegenhainer Weißbier, das in den studentischen und Bürgerkreisen Jenas in kaum glaublichen Mengen vertilgt wird, wirkt gesundheitsschädlich weniger durch Alkoholwirkung als durch die Überschwemmung des Körpers mit großen Flüssigkeitsmengen. Schwere Magen- und Nierenerkrankungen sind recht häufige Folgeerscheinungen. So erklärt es sich, daß alkoholistische Geistesstörungen in der eingesessenen Bevölkerung nur ganz vereinzelt beobachtet werden. Zur klinischen Demonstration standen fast ausschließlich nur zugewanderte Handwerksgesellen (die Gerbereien in Pößneck, im Orlagau und in Rudolstadt lieferten häufig Material) zur Verfügung. Die Amtsgerichtsgefängnisse brachten uns die Landstreicher. Eigentliche Schnapsdörfer fanden

sich nur im thüringischen Grenzgebiet der hohen Rhön, deren Bewohner der Stammesart der Thüringer nicht mehr zugerechnet werden können.

Inzwischen war das große geographische Handbuch über Thüringen von *Fritz Regel* gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen, das 4 Bände umfaßt. Es gab mir manche Bereicherung in ethnologisch-anthropologischer Richtung und diente mir zur Ergänzung meiner Kenntnisse über Land und Leute. Es sind dort die damals (1895) vorhandenen anthropologischen Untersuchungsergebnisse zusammengestellt, über die ich hier zusammengedrängt referieren will. Ich beginne mit der Darstellung über die natürlichen Grenzen und die ursprünglichen Bewohner Thüringens. Das Fichtelgebirge und der Frankenwald trennte Thüringen von Bayern und Franken im Süden und Südosten. Die Werraberge im Südwesten schieden Thüringen und Hessen. Nordöstlich verloren sich die Grenzen im unteren Saalelauf ins niederdeutsche Gebiet der Elbe. Die in vorgeschichtlicher (ältere und jüngere Steinzeit) Zeit hier heimisch gewesenen Menschen sind uns unbekannt, ihr Dasein, ihre Lebensbedingungen und ihre Leistungen sind uns nur aus den in Thüringen recht zahlreichen prähistorischen Fundstellen (ich erinnere an die Funde im Ilmtal: Taubach und Oberweimar) erschlossen worden. Sie brachten den Nachweis, daß schon in der Interglazialzeit — vor der dritten Eisperiode — hier menschliche Siedelungen vorhanden waren; in neolithischer Zeit finden wir in Gräbern und Resten von überirdischen Wohnstätten Zeugnisse für eine dort seßhafte Bevölkerung, die ihre eigene Kultur hatte. Ich verweise auf das Werk von *Schuchardt*: *Alt-Europa* 1919, das uns die neuesten Studien und Auffassungen über die prähistorischen Kulturkreise und Kulturwanderungen vor Augen führt. Ich werde auf dieses Werk später Bezug nehmen. Wir können bei diesen prähistorischen Forschungen nicht länger verweilen und müssen auch die Befunde in der Metallzeit übergehen, die uns historischen Zeiten näher bringen. Nur darauf sei aufmerksam gemacht, daß schon in den prähistorischen Zeiten vielfach verschlungene und weitab führende Völkerwanderungen stattgefunden haben müssen. Die Thesen *J. Kollmanns* (1892) über die damals in Europa vorhandenen Menschenrassen sind gewiß in manchen Punkten überholt, in der Hauptsache bestehen sie aber heute noch zu Recht. Nach diesem verdienten Forscher, dem ich persönlich näher treten konnte, müssen damals — seit der neolithischen Epoche — mindestens 4 verschiedene Rassen nebeneinander gelebt und sich gekreuzt haben. „Die europäische Kultur ist das gemeinsame Produkt aller europäischen Rassen“. Seine vorsichtige Formulierung, daß die dolichocephale „leptrosope“ Rasse Indiens ein uns verwandter Typus sei, muß heute dahin korrigiert werden, daß dieser Rassentypus ganz eigentlich unser ursprüngliches europäisches Eigentum ist und daß er in den prahistorischen Wanderungen wohl über die

ganze damalige Kulturwelt bis ins Herz Asiens sich erst ausgebreitet hat. Wichtig ist die Anschauung *Kollmanns*, daß seit der neolithischen Epoche der Mensch ein Dauertypus ist. Auch diese Anschauung wird einer Korrektur bedürfen. Für einen Teil der „germanischen“ Völker ist es wahrscheinlich, daß dieses „Wandervolk“ schon früh in vorgeschichtlicher Zeit von Osten aus (der Gegend zwischen Karpathen und Rokitnosümpfen) heranziehend in den Saalegegenden halt machte und dort sesshaft wurde (*Meitzen*). Hängt mit diesem frühen Stammsitz und einer dort erlebten Kulturentwicklung der Umstand zusammen, daß in Alt-Europa sich eine besondere thüringische „Schnurkeramik“ entwickelt hat? „Die Schnurkeramik ist aber nur zu verstehen, wenn man sich vor Augen hält, daß wir in Thüringen mit einer langen Vorblüte paläolithischer Kultur zu rechnen haben“ (*Schuchardt*).

Als älteste germanische Bevölkerung — als Vorfahren der heutigen Thüringer — werden in historischer Zeit die Hermunduren genannt, die mit den Römern in reger Geschäftsverbindung gestanden haben. Ihr mächtiges Reich ist frühzeitig zerfallen, ihr Name verschwindet, an seine Stelle tritt in der Zeit der Völkerwanderung die Bezeichnung „Toringus“ auf. Diese Thüringer setzten sich aus den Resten der Hermunduren und neu hinzugekommenen germanischen Völkerschaften (Semnonen, Angeln und Warnen) zu einem geschlossenen Volkstum zusammen, das bis in die Jetztzeit sich erhalten hat. In späterer Zeit — nach Bildung des fränkischen Reiches durch Chlodwig — mischen sich in Südthüringen fränkische Eroberer, im Norden die Sachsen mit den Thüringern. Also ein buntes Gemisch nordischer und mitteldeutscher Stämme. Ihre geschichtliche Berührung (seit dem 7. Jahrhundert) mit den Slawen, die über 2 Jahrhunderte währenden Abwehrkämpfe, die sich meist im Saalegebiet bis zur Elbe abspielten, die Durchflechtung germanischer Kultur mit slawischen Kulturelementen, die Bildung dauernder slawischer Niederlassungen in näherer und weiterer Umgebung des Saalegebietes müssen schon hier erwähnt werden, weil sie uns den Schlüssel bieten zum Verständnis der weiteren völkischen Entwicklung des Thüringer Landes. Aber kehren wir nach dieser Abschweifung in die prähistorische und frühhistorische Zeit zur Gegenwart zurück. Wir entnehmen dem *Regelschen* Werke die dort enthaltenen anthropologischen und ethnologischen Hinweise.

Ich stelle die an *Schulkindern* gewonnenen statistischen Untersuchungen über die Farbe der Haut, der Haare und Augen voran. Die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durchgeführten Erhebungen ergaben für Deutschland an reinen Typen 31,80% blonde und 14,05% brünnete Menschen. In Mitteldeutschland liegen die durchschnittlichen Zahlen für die Blonden noch auf einer mittleren Linie (32,0—25,0%), während in Süddeutschland der brünnete Typus gegen-

über dem blonden schon erheblich zugenommen hat. Für Thüringen ist in der *Virchowschen* kartographischen Zusammenstellung bemerkenswert, daß der braune Typus am stärksten ausgeprägt ist in den mittelhüringischen Landesteilen (mit stärkerem slawischen Einschlag?) und daß im oberen Saalegebiet sich kein Bezirk befindet, in dem der blonde Typus bedeutend überwiegt. Doch läßt sich überall erkennen, — bei Berücksichtigung von Gesamthüringen — daß die Blonden nach Norden zunehmen und die Brünetten nach Süden. Die Vergleichen zwischen Haut, Haar und Augenfarbe ergaben, daß die Grauäugigen im wesentlichen der brünetten Varietät zuzurechnen sind. Die Kombination von grauen oder braunen Augen mit brauner Hautfärbung überwiegt bei den „Mischformen“ ganz erheblich; doch darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Verhältniszahlen von Braunäugigen zu den Blauäugigen (für Gesamtdeutschland betrugen die ersteren 68,79% der letzteren), in einzelnen Landesteilen Thüringens ganz erhebliche Abweichungen erfahren. So sind in Sachsen-Koburg-Gotha und Sachsen-Weimar die Braunäugigen über die Blauäugigen überwiegend. Und dabei sind die Grauäugigen (rund 50% der Helläugigen) bei den Blauäugigen mitgerechnet. In einem gewissen Gegensatz zu dieser auffällig hohen Zahl brünetter und braunäugiger Bewohner ist die geringe Zahl dunkel- (braun-) häutiger Schulkinder. *Regel* macht darauf aufmerksam, daß in Mittelthüringen nicht selten benachbarte Ortsgruppen die größten Unterschiede aufweisen. „Ja, man begegnet ihnen noch unausgeglichen in ein und derselben Ortschaft.“ Er führt Beispiele aus dem oberen Schwarzatal an (meinem ersten Wandergebiete), die sich mit meinen Beobachtungen decken.

Über die Körpergröße und Brustumfang wird durch *A. Kirchhoff* u. a. vornehmlich an Hand der militärischen Stellungslisten Mitteilungen gemacht worden. Aus den regional durchgeführten Zusammenstellungen ergab sich, daß Brustumfang und Exkursionsweite mit der Höhenlage des Wohnortes zunimmt, trotz geringerer Körpergröße der Bewohner einzelner Bergdörfer. Für die Waldbewohner in der Sonneberger Gegend ist das Gesamtmittel der Körpergröße 165,9 cm; die Maxima der Körpergröße betrugen im Thüringer Wald 182 cm (Lauscha) und 183 cm (Sonneberg). Das Maximum (186 cm) fand sich in der Hallenser Gegend (niedersächsischer Einschlag). Messungen im Thüringer Becken (Mittelthüringen) zeigten, daß die *durchschnittliche* Größe 166,7 hier diejenige der Höhengegend übertrifft. Zwei „slawische“ Dörfer ergaben die kleinsten Mittelwerte (unter 164,0 cm); doch sind für andere „slawische“ Orte wieder größere Durchschnittshöhen verzeichnet. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß in Mittelthüringen die kleinen Landstädte mit Industriearbeit geringere Größenmaße zeigen, als die Dörfer der umliegenden Landschaft. *Regel* kommt zu dem Schlusse, daß in jenen Orten,

wo Slawen ansässig waren, wo sie namentlich die Hauptmasse der Bevölkerung bildeten, ihre Nachkommen trotz vielfacher Blutmischung noch heute zu den Kleinwüchsigen gehören, während die reineren thüringischen Orte dagegen die Hochwüchsigen stellen. Er fügt aber vorsichtigerweise hinzu, daß auch hier Ausnahmen nicht zu den Seltenheiten gehören dürften. Die Erhebungen im Saalekreis, wo gewissermaßen von Dorf zu Dorf die weitgehendsten Größenunterschiede (170,0 cm bis 160,0 cm) gefunden wurden, unterstützen die vorstehende Schlußfolgerung. Denn hier hat wohl die spätere Rückwanderung germanischer Bevölkerung ins slawisch gewordene Talland diesseits und jenseits der Saale stattgefunden. Der Mansfelder Seekreis mit seiner vorwiegend germanischen Bevölkerung (vgl. hierzu das Vorkommen von lauter rein deutschen Ortsnamen in diesem Bezirk) zeigt die größte Durchschnittsziffer (31,1% gegen 14,2% großer Menschen im Saalekreis) und die größere Zahl von „Übergroßen“.

Über *Schädelmessungen* (unter steter Bezugnahme auf Haar- und Augenfarbe) liegen Untersuchungen an den Soldaten des Koburger Füsilierbataillons aus dem Jahre 1876 durch Freiherrn von Uexküll vor. In dieser Truppe waren fränkische und thüringische Landesteile in gleicher Stärke vereinigt. Brachycephale (von 81 Br.-L.-Index an) überwiegen in der ganzen Truppe. Der durchschnittliche Index für die Thüringer betrug 82,25, für die Franken (Koburg und Meiningen) rund 84. Die längere Kopfform bis inkl. 80 ergab für Thüringen 35,39 mesocephale und 64,61 brachycephale, für Franken 13,23% mesocephale und 86,77% brachycephale. Auffällig ist die geringe Zahl dolichocephaler Mannschaft (bis 75 Schädelindex): bei den Franken und Thüringern wurden nur je 2 Dolichocephale gefunden! Von den Mannschaften hatten 55,78% helle Augen und helle Haare, 12,67% dunkle Augen bei hellen Haaren, 23,78% dunkle Augen und dunkle Haare und 7,77% helle Augen und dunkle Haare. — Dies Ergebnis ist im Hinblick auf die nach allgemeiner Annahme größere Dominanz der dunklen Augen immerhin auffällig. Die dunklen Haare mit dunklen Augen bilden die Minderzahl; noch deutlicher wird dieses Überwiegen, wenn wir die Gesamtzahlen berücksichtigen. Es stehen 61,55% Helläugige 36,45% Dunkeläugigen gegenüber. Ganz blonde Köpfe fanden sich unter den Thüringern 7% mehr als in der altfränkischen Bevölkerung. A. Kirchhoff ist dieses starke Überwiegen der Breitschädeligen nicht entgangen: „Breitschädeligkeit (auch bei rein deutscher Bevölkerung) der Charakter der Waldbewohner. Aber auch im Vorland unseres Gebirges scheint der thüringisch-niederfränkische Typus viel brachycephaler zu sein, als man gemeinhin zu vermuten geneigt ist.“ J. Ranke berechnet für Franco-Thüringer 66% Brachycephalie und 12% Dolichocephalie.

Die *thüringische Mundart* — vor allem die Sprechweise des platten Landes, „das nicht von dem Strom der Sommerpilger überflutet ist“ — zerfällt in der Lautgebung, z. T. auch in der Formengebung in vier verschiedene Gruppen, die in ihrer Gesamtheit eine mittlere Stellung in ganz Deutschland einnehmen. „An der konsonantischen wie der vokalischen Lautverschiebung beteiligt sie sich nur teilweise, von der weichen, zerfließenden obersächsischen Mundart entfernt sie sich vermöge ihrer kräftigen Gutturalen und treueren Bewahrung der Diphthongen ebenso sehr, wie von der mit harten Stummlauten gesegneten Sprache der derberen Hessen“ (*L. Hertrig*). Über den *Volkscharakter* der Thüringer spricht sich *Regel* nur in ganz gedrängter Form auf 3 Seiten seines großen Werkes aus. Er macht auf die Mittelstellung des Thüringers zwischen nord- und süddeutscher Wesensart aufmerksam: „Der Norddeutsche findet den Thüringer schlicht und treuherzig, heiter und in gutmütiger, leicht unbeholfener Weise gegen Fremde höflich, dagegen weniger scharf im Urteil, weniger rüstig und ausdauernd im Schaffen; der Süddeutsche erkennt die Thüringer als weniger munter und erregbar, weniger gesprächig und dichterisch veranlagt als seine Landsleute, aber immerhin in seiner Art verwandter wie die kühlen und zunächst wenigstens zugeknöpften Bewohner des Nordens, deren rasches Urteil für ihn leicht etwas Scharfes und Spitzes hat.“ Ich hebe noch hervor, daß *Regel* gerade auf dem Walde große charakterologische Gegensätze zwischen einzelnen Distrikten oder sogar Dörfern festgestellt hat: „Ein Dorf hat außerordentlich gutmütige Bewohner, ein anderes Dorf ist wegen seiner Streitsucht verrufen, in einem Dorfe werden die Bewohner Plätzerte genannt, d. h. Prahlhänse, die zur Großtueri gern den Mund aufplätzen. Er macht auch auf die große Zahl unehelicher Geburten aufmerksam und sagt: Sicher trifft es zu, daß die leichtlebigen, Musik und Tanz im Übermaß liebenden Leute in den Tälern sitzen.

Das ist alles, was mir zur Einordnung meiner Gedankenläufe in kulturgeschichtliche und anthropologische Ergebnisse zur Verfügung stand.

Betrachten wir zuerst die *Rassenfrage*. Auf die wohl allgemein gültige Auffassung, daß der Begriff Rasse die *idiotypischen* Merkmale und Eigenschaften der meist verschiedenartigen Bestandteile einer Volksart erschließen soll, komme ich nachher zurück. Rassentheoretisch wird es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß im thüringischen Volkstum in seiner physisch-anthropologischen Bedeutung dem alpinen („ostischen“ [*Günther*]) Menschen ein größerer Anteil zukommt als dem nordischen. Es ist unverkennbar, daß der rein nordische Anteil von Nordthüringen nach Süd- und Ostthüringen zu abnimmt. Erschwerend für diese Feststellungen ist der Umstand, daß der slawo-sorbische Einschlag gerade im nördlicheren und mittleren Landesteil, der Saale-

niederung, sich stärker geltend macht, aber auch vor dem Waldgebiete nicht haltgemacht hat. Der *limes sorabicus* Karls des Großen durchzieht ganz Thüringen. Ist dieser slawische Einschlag für die Entwicklung, für den im Laufe einer Zeit von $1\frac{1}{2}$ Jahrtausenden sich vollziehenden Aufbau des thüringischen Volksstammes von entscheidender Bedeutung gewesen? Über die prähistorische Herkunft der Slawen wissen wir so gut wie nichts, die anthropologische Forschung nimmt auf Grund der körperlichen Merkmale mit einigem Rechte an, daß die „Urslawen“ ein Zweig der nordischen Rasse waren. Jeder, der bei Reisen in Rußland seine Aufmerksamkeit auf die Volkstypen gerichtet hat, wird erstaunt gewesen sein, wie stark — besonders in Südrußland — das rein nordische Element dort noch vertreten ist: Langköpfe mit schmalen Gesichtern, mit hellblondem, weichem, welligem Haare und tiefblauen Augen. Mir ist ein Bild unvergeßlich: Im Georgiuskloster auf der Krim hatte ich als Führer einen jungen, rein nordisch beschaffenen Mönch. Sein dichtes blondes Haar fiel ihm bis auf die Schultern herab. Er stammte aus der Gegend von Charkow aus rein russischen bauerlichen Kreisen. Damals mußte ich meine Ansichten über den slawischen Typus, die landläufige Vorstellung von dem slawisch breiten Gesichte mit den stark hervorspringenden Backenknochen und dem Rundschädel, gründlich revidieren. Aber auf welchen, wahrscheinlich Jahrhunderte währenden, nur etappenweise vordringenden Wanderungen (jede Etappe wird große Zeiträume umfassen) dieser nordische Volksstamm nach Südosten bis in das Herz Rußlands und der Balkanländer vorgedrungen ist, bleibt in Dunkel gehüllt. Welche andere Rassenbestandteile auf diesen Wanderungen sich mit dem nordischen Stammvolk verschmolzen haben, welche Kulturgüter dabei aufgenommen worden sind, wissen wir nicht. *Schuchardt* hebt hervor, daß die Slawen mit einer ganz fremden Kultur in Deutschland einbrachen und daß sie mit Balkankultur durchtränkt gewesen sein müssen. „Gegen den Westen setzt die ganze slawische Kultur schroff ab, nach dem Osten hat sie die mannigfachsten Beziehungen.“ Die neuesten archäologischen Forschungen — es sei wieder auf *Schuchardt* verwiesen — führen zu der Auffassung, daß für den Norden die Germanen, für das Donauland die „Urkelten“ als Kulturträger gelten dürften. Die beiden Kreise sind schon in der Steinzeit völlig differenziert, jeder hat seinen besonderen, ganz ausgeprägten Stil. Für unser Thüringen ist, wie schon erwähnt, ein zwischen beiden liegender selbständiger Kulturkreis, der durch die Schnurkeramik gekennzeichnet ist, anzunehmen. Er geht bis auf das Paläolithicum zurück. Bei diesen Fortschritten der archäologischen (die linguistischen Forschungen lassen wir unberührt) Erkenntnis über Alteuropa ist es immerhin auffallend, daß uns alle Bindeglieder zum slawischen Kulturkreis fehlen. Wir wissen aus prähistorischer Zeit gar nichts darüber, welche

anderen Rassenbestandteile in diesem Kulturkreis enthalten sind. Genauere anthropologische Erhebungen sind mir nicht bekannt geworden über diese Fragen. Die Anteile nordischer Rasse im Südosten Europas weisen darauf hin, daß die Durchdringung mit der mongolischen Rasse verhältnismäßig spät und mehr strichweise sich vollzogen hat. Wir kennen diese Mongoleneinbrüche in Europa nur aus historischen Zeiten, aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Die prähistorischen Völkerwanderungen haben sich, soweit wir davon wissen, eher in umgekehrter Richtung vollzogen. Die Sorbo-Slawen, die ja für unsere thüringische Bevölkerung hauptsächlich in Frage kommen, sind höchstwahrscheinlich im Anfang unserer christlichen Zeitrechnung in langwährenden Wanderungen aus den Donauniederungen über Böhmen zu der Elbe gelangt. Ob ihnen mongolische Beimengungen aus früherer vorchristlicher Zeit zugeflossen sind, muß dahingestellt sein. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, daß sie auf ihren Zügen und Zwischenstandorten ostische und dinarische Beimischungen aufgenommen haben.

Aber sei dem, wie ihm wolle; die Hauptsache ist, daß sie mit einer eigenen Kultur zu uns gekommen sind und als kulturell fremdartiger Bestandteil der thüringischen Bevölkerung gegenüber standen. Sie wurden erst in jahrhundertelangen Kämpfen teils zurückgeworfen, teils mit dem Wirtsvolke verschmolzen. Bei diesem Verschmelzungsprozeß hat sicherlich infolge ihrer stärkeren Kraft die germanische Kultur den Sieg davongetragen; aber ohne jegliche Einwirkung der „slawischen Seele“ auf die thüringische Bevölkerung ist dieser Prozeß sicher nicht abgelaufen.

Ich muß hier einige Augenblicke verweilen und einige strittige Punkte der Rassenbiologie besprechen, die in engem Zusammenhang mit erbbiologischen Feststellungen stehen. Ich knüpfe an die grundlegenden Betrachtungen von *E. Fischer* in seiner Anthropologie an. Als idiotypischer Gemeinbesitz einer Rasse, als Rassenmerkmal, werden übereinstimmend Haarform, Pigmentverhältnisse (Haut, Haar, Iris), Schädelform, Gesichtsbildung (besonders Nasenform), Körpergröße und Proportionen von Rumpf und Gliedern, verwertet. Sie sind auch, soweit Material vorhanden war, den vorstehenden Betrachtungen über die Verhältnisse in Thüringen zugrunde gelegt worden. Daß auch ganz bestimmte geistige Anlagen den einzelnen Rassen eigen sind, wird von der Mehrzahl der Anthropologen als feststehend angenommen und demgemäß auf idiotypische, d. h. erblich bedingte geistige Verschiedenheiten zurückgeführt. Die allgemeine Gültigkeit der *Mendelschen* Erbliehkeitsgesetze wird für die Rassenbildung kaum mehr bestritten. Zugleich muß aber gerade für die Rassenlehre daran festgehalten werden, daß unter uns freilich unbekannten Bedingungen „von Zeit zu Zeit“ erbbeständige neue Merkmale, neue Erbeigenheiten, auftreten. Diese

„Idiovariationen“ führen zu neuen Rassenmerkmalen, die sich dann wieder durch Kreuzungen mit den älteren vorhandenen Rassen kombinieren werden. Die Annahme, daß das Auftreten starker, erbkonstanter Variationen (Mutationen), die die Menschwerdung als solche zur Voraussetzung hat, auch den ersten tiefgehenden Spaltungen innerhalb der Menschheit zugrunde liegen und damit auch ihrer Differenzierung in Rassen, ist ein logisches Postulat. Nur so können die Haupt-rassen: Mongolide, Negride u. a. m., entstanden sein. Nach meiner Auffassung wird auch der paläolithisch ergründete Ureuropäer als Vertreter einer Hauptrasse anzusehen sein. Die Schwierigkeiten beginnen mit der Fragestellung, ob die Unterrassen (kleinere oder kleinste Rassenunterschiede, die eine Reihe von Merkmalen gemeinsam haben können) ebenso entstanden sind. Damit hängt die Frage zusammen, ob jene Differenzierungsfaktoren, die ursprünglich gewirkt haben müssen, auch auf den fertigen (d. h. heutigen) Menschen weiterwirken. Wir gelangen damit zu einem der strittigsten Punkte: welche Rolle muß der *paratypischen* Bestimmtheit nicht nur des Einzelindividuums, sondern ganzer Sippen, Stämme oder Arten, zugemessen werden, die durch *Umweltwirkungen* im weitesten Sinne des Wortes, durch die Gesamtheit der durch Außeneinflüsse bedingten Merkmale hervorgebracht wird? Die heutige anthropologische Forschung vertritt den Standpunkt, daß die paratypischen Gestaltungen erbbiologisch keine Rassenmerkmale hervorzurufen imstande sind. Es ist von vornherein zuzugeben, daß der Paratypus eine selbständige Stellung kaum beanspruchen kann; er bildet nur einen Bestandteil des *Phänotypus*, der die Gesamtheit der realisierten (idiotypischen und paratypischen) Merkmale umfaßt (*Johannson*). Die Hauptschwierigkeit besteht darin, im Phänotypus beide Bestandteile schärfer erfassen und auseinanderhalten zu können, eine Aufgabe, die wahrscheinlich beim Menschen — im Gegensatz zum botanischen und zoologischen Experimente — unlösbar sein wird.

Wir werden hier nur auf Umwegen einer teilweisen Lösung dieser schwierigen Frage näherkommen. Einen Teil der Umwelteinflüsse (Wetter und Klima, Boden und Landschaft) in ihren genetischen Beziehungen zum Seelenleben hat *W. Hellpach* ausführlich bearbeitet und ihre Bedeutsamkeit in ein helles Licht gerückt. Es ist mir wohl bekannt, daß die Erbbiologie den Standpunkt einnimmt: die phänotypische Eigenart bestimmter durch Abstammung, durch gleichartige physische und psychische Merkmale zusammengehöriger Menschengruppen darf niemals zum rassentheoretischen Aufbau, zur Aufstellung von „Unterrassen“, verwertet werden, denn es wird immer der Leitsatz wiederholt: als Rassenmerkmale sind nur idiotypische verwendbar, denn nur idiotypische Merkmale sind vererbbar. In konsequenter Verfolgung dieses Grundprinzips wird dann der Schluß gezogen: im Phänotypus, in der

Erscheinungsform, ist alles Paratypische erst ins Individualleben hinzugekommen und nicht vererbbar. Irgendeine Paravariation kann nicht zur Aufstellung einer Rassenverschiedenheit mit vererbbaaren, z. T. nur phänotypisch erklärbaren, Merkmalen dienen. Diesen Standpunkt habe ich früher selbst eingenommen; die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften (und Krankheiten) habe ich u. a. in meinem Lehrbuch der Neurasthenie strikte abgelehnt. Im Laufe der Jahre bin ich besonders durch genauere Beachtung der „geo-psychischen“ (*W. Hellpach*) Einwirkungen, denen die geo-physischen als gleichwertig anzureihen sind, anderer Ansicht geworden. Ich glaube heute, daß die Feststellungen, die für Einzelindividuen in direkter Erbfolge und unter gleichbleibenden Umweltbedingungen Geltung haben, für die Vererbbarkeit von psychischen und physischen Eigenschaften und Merkmalen nicht verwertbar sind, wenn diese sich entweder unter gänzlich veränderten Lebensbedingungen oder in Jahrtausende umfassenden Zeiträumen vollzogen haben. Denn in großen Gestaltungsperioden, beim Zusammenwirken der mannigfachsten Umweltfaktoren, im Verein mit natürlicher Zuchtwahl und Auslese, mögen ganz anders geartete Entwicklungsbedingungen in Kraft treten und neue Anlagen hervorbringen, die zur Bildung neuer vererbbarer Rassenmerkmale oder wenigstens zur Umformung alter Merkmale Veranlassung sind. Da sich aber in der phänotypischen Gestaltung einer Unterrasse oder vielleicht richtiger gesagt, einer aus Urrassen in langen Zeiträumen herausgebildeten Völkergruppe, sich Idio- und Paravariationen durch gemeinsame Lebensbedingungen, gemeinsame kulturelle Entwicklung, gemeinsame Sitte und Sprache u. a. m. in wechselndem Maße geltend machen müssen, so werden zwar die erbbeständigen Merkmale — die Rassenmerkmale im engeren Sinne — bei der Bildung dieser Völkergruppen nach den *Mendel*-schen Gesetzen sich in irgend einer Form, *in einzelnen Bestandteilen* des Phänotypus dieser Gruppe bemerkbar machen, das Gesamtbild aber nicht ausschließlich bestimmen können. Ich halte es fast für unmöglich, bei der heutigen Mischung und Durchkreuzung der europäischen Rassen, feststellen zu wollen, welche Erbeinheiten oder Komplexe von Erbeinheiten in einer Volksart wirksam geworden sind, die eine restlose Auflösung dieser Volksart in ganz bestimmte Rassentypen ermöglicht.

Wir wollen uns aber von diesen noch überaus dunklen Gebieten, die den Kern der Rassenfrage berühren, hinwegbegeben und zur Betrachtung der gegenwärtig in Europa vorhandenen Verhältnisse zurückkehren. Die vier europäischen Rassen (auf eine oder mehrere Urrassen zurückzuführen?) finden wir in Einzelindividuen und in Gruppen vereinigt noch hier und dort mit ihren erbbedingten Rassenmerkmalen in reiner Form vor. In der *Hauptmasse* einer territorial abgrenzbaren

Bevölkerung sind die Mischbilder überwiegend, die Anteile verschiedener Rassenmerkmale vermengen sich mosaikartig in den Phänotypus: helles, weiches Haupt- und Barthaar verbindet sich mit Brachycephalie und mit dunklen Augen usw. Ich brauche hier nicht nochmals alle Kombinationen von Rassenmerkmalen aufzuzählen, wir sind ihnen ja in hinlänglichem Maße bei der Schilderung der thüringischen Bevölkerung begegnet. Gewiß mögen einzelne Merkmale einer bestimmten Rasse auch bei fortgesetzten Kreuzungen verschiedener Rassen im Gesamtbilde der Mischlinge erhalten bleiben, andere werden durch dominante Rassenmerkmale einer anderen Rasse überdeckt werden und bei „Dominanzwechsel“ wieder in Erscheinung treten können. Ich begreife alle diese theoretischen Möglichkeiten, sie treten aber an Bedeutung zurück, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie verwickelt in Europa die Verhältnisse geworden sind, wo alle vier Rassen im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende in den verschiedensten Mischungsverhältnissen zu geschlossenen Volksgruppen zusammengefloßen sind. Speziell für Thüringen kommen sicher nordische und ostische, außerdem dinarische Anteile (aus Bayern und Böhmen hergewandert) in Betracht.

Wie sehr alle diese Fragen im Flusse sind, beweisen am schlagendsten die Erfahrungen, die *Boas* über Wandlungen der Kopfform (also eines der markantesten, erbbiologisch bedingten Rassenmerkmale) durch Wechsel der Umweltsbedingungen bei der Familienforschung sammeln konnte. Unter den Einwanderern in die Vereinigten Staaten hat er an osteuropäischen Juden, die sehr brachycephal sind, und an dolichocephalen Neapolitanern und Sizilianern die Schädelmaße der Kinder bestimmt. Die in Amerika geborenen und aufgewachsenen Individuen beider Gruppen zeigen oft ganz erhebliche Abweichungen von der elterlichen Kopfform; sie nähern sich einem mittleren mesocephalen Typus (Änderungen im Mittel in zwei Indexeinheiten). Ähnliche Beobachtungen sind an eingewanderten Schotten und ihren Kindern und an Spaniern auf Porto-Rico gemacht worden. *E. Fischer* knüpft an diese Feststellungen folgerichtig die Erwägungen an, ob z. B. bei mitteleuropäischer Bevölkerung, in welcher durch Gräberfunde früher ein Langschädeler nachgewiesen und wo späterhin ein Kurzschädeler an seine Stelle getreten ist, ob bei solcher Sachlage man mit der geläufigen Annahme noch auskommen könne, daß die heutigen Brachycephalen nicht die Nachkommen jener alten dolichocephalen Einwohner, sondern Nachkommen ursprünglicher brachycephaler Bevölkerung — nach Ausmerzung der Dolichocephalen — seien¹⁾. Wendet man diese Betracht-

¹⁾ *E. Fischer* hält aber auch die andere Erwägung zum mindesten der Diskussion wert, daß Umweltwirkungen — „irgendwelche uns unbekannte Faktoren“ — die lange Schädelform in eine kurze modifiziert haben.

tung auf die heutige Bevölkerung Thüringens an, so ist der Schluß naheliegend, daß auch hier im Laufe der Zeiten durch Umweltwirkungen die Verschiebung der Dolichocephalie zur Meso- bzw. Brachycephalie sich vollzogen hat.

Auch die physiognomischen Abänderungen bei Kindern europäischer Eltern in überseeischen Gebieten gehören zu diesem neuen Fragenkomplex. Das „fränkische Gesicht“, das *W. Hellpach* bei der heutigen Bevölkerung der fränkischen Landesteile als typische Erscheinungsform genauer beschrieben und von der schwäbisch-alamannischen Gesichtsbildung schärfer unterschieden hat, weist auf engere Zusammenhänge zwischen Sprache und seelischer Eigenart mit der Gesichtsform hin. Es sei hier bemerkt, daß auch in den südöstlichen Teilen Thüringens, mit stärkerem fränkischem Einschlag, das fränkische Gesicht oft vorgefunden wird. Es ist also sehr wohl möglich, daß ein Teil jener Erscheinungen, die zur Stütze der Lehre von der Konstanz der Rassen infolge von Entmischung, von Ausgetilgtwerden, einer in neue Umwelt versetzten Rasse gedeutet werden, in Wirklichkeit eine Folge direkter Umweltwirkung ist, die stets in gleicher Weise an der betreffenden geographischen Stelle sich geltend machte, und zwar auf alle Rassen, die sich etwa im Laufe von Jahrtausenden dort abgelöst haben.

Doch ich will mich nicht in eine uferlose Debatte über anthropologische Streitfragen verlieren. Meine Auffassung möge in folgende Sätze zusammengefaßt werden:

1. Die idiotypische Bedingtheit einzelner Rassenmerkmale unterliegt wohl nach dem heutigen Stande der erbbiologischen Forschung keinem Zweifel mehr; in den jetzigen deutschen Stämmen oder Volksteilen hat eine weitgehende, im Hinblick auf prähistorische und historische Völkerwanderungen sich in Jahrtausenden vollziehende Mischung und Durchkreuzung der europäischen „Hauptrassen“ stattgefunden. In der heutigen Bevölkerung sind die einzelnen, auf Erbeinheiten beruhenden Rassenmerkmale in stets wechselnder Art und Zahl zu einem mosiakartigen Ganzen vereinigt, so daß im Phänotypus eines Volkstammes wohl dieses oder jenes Merkmal erkennbar und sogar vorherrschend vorhanden sein kann, daß aber reine, eindeutige Rassentypen nur noch in der Minderzahl auffindbar sind.

2. Eine Volksart — in unserem Falle die thüringische — zeigt eine gemeinsame phänotypische Eigenart, die sich in der seelischen und körperlichen Beschaffenheit kundgibt und sich nicht ausschließlich aus idiotypischen Merkmalen zusammengesetzter und gemischter Art erklären läßt.

3. Vielmehr muß angenommen werden, daß Umweltwirkungen — das *Land*, auf dem die Generationen geboren sind und bodenständig gelebt haben, das *Klima*, in dem sie heimisch sind, *gemeinsame Lebens-*

bedingungen: Sitte, Sprache, sozialpolitische Einflüsse — sie zu einer völkischen Einheit zusammengeschweißt und ihre besondere phänotypische Entwicklung bestimmend beeinflußt haben. Dabei ist gerade in Thüringen unverkennbar, daß Berg- und Waldeleute bei diesem Entwicklungsgange Bedingungen unterworfen waren, die von denjenigen der Talbewohner abwichen und ihnen auch besondere körperliche und seelische Züge innerhalb ihrer Volksgemeinschaft aufprägten.

Bevor ich den letzten Teil meiner Betrachtungen beginne und die genetischen Zusammenhänge zwischen thüringischem Volkstum und bestimmten Psychosen bespreche, halte ich es für notwendig, einige methodologische Betrachtungen voranzustellen. Der Weg, den die neuere Psychiatrie eingeschlagen hat, führte zur Aufstellung großer Einheitsgruppen, die die Mehrzahl der klinisch erkennbaren Krankheitserscheinungen gleichsam in zwei großen Lagern zusammenfaßte. Daran anschließend vollzog sich eine Art rückläufiger Bewegung, indem von diesen Krankheitstypen ausgehend aus ihnen bestimmte Veranlagungen im Temperament und Charakter konstruktiv abgeleitet und mit Namen belegt wurden, die in enger Beziehung zu den aufgestellten Krankheitseinheiten standen. Der weitere Ausbau dieser Bestrebungen führte so zur Aufstellung von Charaktertypen, die auf dem Umwege über endokrin bedingte Einwirkungen auf die körperliche Gestaltung ihrer Träger in genetischem Zusammenhange mit bestimmten körperlichen „Konstitutionstypen“ stehen sollen. Schon hier ist der Einwand nahelegend: Man übersieht bei dieser Konstruktion, daß die Natur (um einen allgemeinen Ausdruck zu verwenden) auch den umgekehrten Weg einschlägt, indem endokrin bedingte körperliche Zustände und Veränderungen von der seelischen Beschaffenheit oder den seelischen Reaktionen her ausgelöst und unterhalten werden können. Die auffallend hohe Zahl von voll- und unfertigen Basedowkrankungen in Thüringen zusammengehalten mit dem affektiv übererregbaren und labilen Naturell der Bevölkerung läßt eine doppelte Bindung beider Reihen von Erscheinungen vermuten: einmal bewirkt die psychisch affektive Eigenart, bedingt durch Rasse und Konstitution, eine ins Pathologische gesteigerte psychonervöse (sympathico-tonische) Beeinflussung der Schilddrüsenfunktionen (vgl. hierzu *Glaser*: Dtsch. med. Wochenschr. 1925, Nr. 11 u. 12). Und umgekehrt kann eine affektive Besonderheit erzeugt sein in einer bestimmten Volksart, wenn durch Rasse und Konstitution dort ein „Thyreoidaaltypus“ im Laufe der Zeiten entstanden ist. Nach meiner Ansicht sind wir heute noch gar nicht in der Lage, festzustellen, wo die primären Bedingungen zur Entwicklung dieses besonderen biologischen Rassen- und Konstitutionstypus gelegen sind. Dabei möchte ich hervorheben, daß diese Basedowkrankungen nicht nur bei den Thüringern mit pyknischem Körperbau, sondern auch bei

Leptosomen in gleicher Weise zur Beobachtung kamen. Aber betrachten wir diese Konstitutionstypen näher; sie fallen charakterologisch in so viele Unterarten oder Unterformen auseinander und sind außerdem durch zahllose fließende Übergänge („Überdeckungen, Legierungen“) miteinander verbunden, daß Bedenken gegen die Richtigkeit und Beständigkeit dieser Bestrebungen wohl gerechtfertigt sind. Indem man diese Konstitutionstypen zu bestimmten psychischen Krankheiten in engere Beziehung setzte, übersah man, daß Psychosen, denen ein bestimmter, heute schon übersehbarer organischer Prozeß zugrunde liegt, mit dieser Typenlehre eigentlich gar nichts zu tun haben. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß der schizophrene Krankheitsprozeß mit dem „schizothymen“ Charakterbilde und seinem körperlichen Korrelate nicht zusammenhängt und daß jeder „Pykniker“ schizophren erkranken kann. Der Satz ist wohl allgemein gültig und eigentlich selbstverständlich, daß der gesunde und der kranke Mensch das Produkt seiner Anlage, seines geistigen und körperlichen Entwicklungsganges und der Einwirkung der verschiedenartigsten, während des Individuallebens auf ihn einströmenden Einflüsse (Erlebnisse) in körperlicher und seelischer Richtung ist. In der klinischen Medizin erforscht man deshalb bei der Erhebung der Anamnese zuerst die konstitutionelle Beschaffenheit — in erbbiologischem Sinne die Erbmasse — und sucht von hier aus weiter fortschreitend zu den Ursachen einer Krankheit durchzudringen. Warum sollen wir gerade in der Psychiatrie den umgekehrten Weg einschlagen und vom fertigen Menschen auf die Ursachen einer Erkrankung Schlüsse ziehen? Mit anderen Worten, warum sollen wir das Krankhafte zur Grundlage normalpsychologischer Aufstellungen machen? Diese grundsätzlichen Einwendungen gegen diese „neuen Wege der Forschung“ werden nicht durch den Umstand widerlegt, daß gewisse endogen bedingte psychische Krankheiten, die dem affektiven Formenkreise angehören, ihre letzte Wurzel in der Erbanlage und den daraus entspringenden Reaktionserscheinungen auf seelischem Gebiete haben. Die junge Schule, die diesen verlockenden und manche geradezu berausenden Trank aus dem Borne wissenschaftlicher Arbeit getrunken hat und weiter trinkt, möge dem „Alten“, der in der Wissenschaft an sich gar nicht konservativ gerichtet ist, diese Skepsis gegenüber dem Enderfolg dieses Forschungsweges nicht verübeln. Sollte auch meine Prophezeiung zutreffen, daß dieser Weg in eine Sackgasse führt, so wird doch die Arbeit, die geleistet worden ist, nicht fruchtlos gewesen sein. Sie hat eine Fülle von Anregungen gebracht, die weiter verfolgt werden müssen. Vor allem hat sie das Verdienst, die jüngeren Psychiater wieder zu exakten, methodisch durchgeführten Arbeiten über den Körperbau in allen seinen Teilen anzuregen. Daß dabei auch anthropologische Fragen wieder in das Arbeitsgebiet der

psychiatrischen Kliniken und Landesanstalten einbezogen werden müssen, ist ein weiterer Gewinn. Es muß erforscht werden, in welchem Zusammenhange die neue Lehre mit der Rassenbiologie steht. Diese Frage ist noch nicht geklärt, was ich trotz gegenteiliger Behauptungen ganz besonders betonen will. Die Fragestellungen auf dem Gebiete der Rassen- oder Konstitutionsforschung lassen sich weder bei ihrer allgemeinen biologischen (psycho-physiologischen) Wertung, noch in Einzelgebieten (z. B. bezüglich der anthropometrischen Methoden) scharf auseinander halten. Sie berühren sich überall und verlaufen vielfach auf gemeinsamen Wegen. Ich halte es für verfrüht, wenn z. B. *F. Lenz* (Menschliche Erbliehkeitslehre, 2. Aufl.) den Satz aufstellt: die schizothymen Eigenschaften gehören der nordischen Rasse und die zyklotyphen der alpinen Rasse bei entsprechendem Körperbau an.

Doch kehre ich zu unserm Thema zurück. Bei der Betrachtung der möglichen genetischen Zusammenhänge zwischen der thüringischen Volksart und bestimmten Psychosen wird man also den vorstehend angedeuteten Weg klinischer Arbeit gehen müssen. Man wird die phänotypisch einigermaßen bestimmbare seelische Struktur zum Ausgangspunkt nehmen, da ja, wie gezeigt worden ist, rassenmäßig loszulösende, gesonderte Erbeinheiten (die idiotypischen Merkmale) im Gesamtbilde eines Volkstums gar nicht mehr oder in nur schwachen Ansätzen nachweisbar sind.

Eingangs habe ich die durchschnittliche seelische Struktur des Thüringers in großen Strichen zu zeichnen versucht, wobei ich mir der Unvollkommenheit dieser Zeichnung klar bewußt bin. Wir fanden als hervorstechendste Merkmale: eine große Labilität der Affekte, eine vorwiegend heitere, frohmütige, lebenslustige Stimmungslage, die aber jäh bei geringfügigen Anlässen in die negativen Affekte der Traurigkeit, der Verzweiflung, seltener in affektgespannte Zornmütigkeit umschlägt, dabei eine gewisse ästhetisch-künstlerische Veranlagung zu dichterischen, theatralischen, phantasievollen Ergießungen, zu Musik und Malerei. Die intellektuelle Tätigkeit ist regsam, lebendig, leicht ansprechbar, vielleicht mehr in die Breite als in die Tiefe sich ausdehnend. Schwerblütige, grüblerische Menschen, wie sie z. B. der schwäbische Menschenschlag so häufig aufweist, sind seltenere Ausnahmen. Phantastisch-religiöse Veranlagungen, die sich in reichlichem Maße finden, führen in bauerlichen Volkskreisen leicht zu krassem Aberglauben. Das Triebleben ist stark entwickelt, die Willensantriebe sind lebhaft, aber nicht länger auf ein Ziel gerichtet. Im Zusammenhang mit der Affektlabilität und der gesteigerten Triebhaftigkeit steht die Selbstmordtendenz.

Bei dieser seelischen Struktur ist es nicht auffällig, daß der Thüringer sehr leicht in reaktive melancholische Depressionen verfällt und

daß endogen bedingte, cyclische und periodische Affektpsychosen bei ihm in größerer Zahl vorkommen. Die affektiven Psychosen sind im klinischen Krankenmaterial Jenas sicherlich viel stärker vertreten als dies z. B. in der Göttinger Klinik der Fall war. Mein Nachfolger im Amte, Herr Prof. *Berger*, teilt mir mit, daß die Zahl der affektiven Psychosen im Jahre 1924 18,04% der Gesamtaufnahmen betragen habe. Dabei fallen 29,05% (auf die Gesamtzahl der weiblichen Aufnahmen berechnet) auf Frauen und 7,89% auf Männer. Eine zweite Gruppe, die in Thüringen in reichem Maße vertreten ist, wird durch die *hysterischen* Erkrankungen, mit oder ohne ausgeprägte psychische Krankheitszeichen (Hysteromelancholie, Zwangszustände, paranoische Zutaten) repräsentiert. Dies hängt zweifellos ebenfalls mit der affektiven Labilität und der hochentwickelten Autosuggestibilität des Thüringers (mehr noch der Thüringerin) eng zusammen. Welch reiches Maß von Hysterien ist mir in der psychiatrischen und in der neurologischen Abteilung meiner Klinik zugeflossen und hat mir die monographische Bearbeitung der Hysterie ermöglicht! An diesem Punkte darf man vielleicht an eine erbbiologisch begründete Eigenart des Thüringers denken, die aus dem Zusammenfluß sorbo-slawischer und germanischer (durch Erbgang und kulturelle Entwicklung bedingt?) Veranlagungen entspringt. Die enge Verschmelzung dieser beiden Kulturvölker mit ihrer ursprünglich auseinandergehenden Gefühls- und Vorstellungswelt und ihrem verschiedenartigen Triebleben, hat einerseits die besondere Affektivität, die in ihren Grundelementen der Stimmungslage der Hysterie so sehr nahe verwandt ist, andererseits die autosuggestive Veranlagung, die gesteigerte körperliche Auswirkung seelischer Vorgänge hervor gebracht. Die *paranoischen* Erkrankungen habe ich in ausgeprägten religiös gefärbten Wahnsystemen auftreten sehen, recht häufig waren auch die auf hypomanischem Boden erwachsenden querulatorischen Wahnbildungen. Hier ist bekanntlich die Grenzlinie zwischen überwertiger querulatorischer Denkrichtung und Wahnbildung schwer zu ziehen; die Beurteilung der „Prozeßhanse“ ist immer mit viel Kopfzerbrechen verbunden.

Die *Schizophreniegruppe* ist in Thüringen, wie auch anderswo, in allen Spielarten vertreten. Auffällig ist die große Zahl klinisch schwer einzureihender zusammengesetzter und Mischbilder, die vielerorts klinisch den Schizophrenien zugerechnet werden. Sie müssen aber, nach meiner Überzeugung, von ihnen abgetrennt werden. Es ist dies so zu verstehen, daß uns in einzelnen Zustandsbildern — die Krankheitsanfänge entwickeln sich am häufigsten ganz akut und unvermittelt — Elemente der verschiedenartigsten Krankheitsformen in bunter Zusammenstellung vereint vorkommen oder daß relativ einfache Zustandsbilder, die bald manisch, bald depressiv, bald schizophrenieartig ge-

staltet sind, in buntem Wechsel an uns vorüberziehen. Heute völlige Zerrfahrenheit des Denkens mit stuporösem, z. T. katatoniformem Verhalten, morgen ein manischer Erregungszustand, übermorgen schwerste Angst-erregung oder depressive Hemmung usw. Ich habe dies hier drastisch ausgedrückt; man kann auch statt der Tage Wochen setzen. Meist wird uns das Übermaß psychomotorischer Entladungen oder auch umgekehrt die Intensität psychomotorischer Gebundenheit in ihrem jähen Wechsel zur Richtschnur für die Beurteilung des Einzelfalles dienen können. Diese Vielgestaltigkeit, das Wechsel- und Widerspruchsvolle der Zustandsrichtungen und Verlaufsbilder, die jede klinische Systematik über den Haufen werfen, hat mich in meiner Auffassung befestigt, daß der gemeinsame Untergrund dieser Erscheinungen in einer *konstitutionell-degenerativen* Veranlagung zu suchen sei. Sie hat mich zur Aufstellung der *polymorphen degenerativen Psychose* geführt.

Bei anthropologischer Betrachtungsweise könnte dem Begriffe degenerativer Veranlagung die Annahme unterstellt werden, daß eine fehlerhafte Keimesbeschaffenheit durch unzuweckmäßige Rassenkreuzungen zustande kommt, daß z. B. dieses auffällige Unausgeglichensein der Affektvorgänge beim Thüringer als ein degeneratives Merkmal oder in engerer Fassung als Folgewirkung der slawo-germanischen Kreuzung aufzufassen sei. Ich lehne eine solche Annahme ab. Rassenkreuzungen oder Rassenmischungen haben zu allen Zeiten und bei allen Völkern stattgefunden und sind die Grundlage aller heutigen Völker. Es ist früher immer behauptet worden, daß auf Grund von Kreuzungen weit auseinanderliegender Rassen, z. B. Europäer und Neger, Mischlinge entstehen, die entweder in ihrer physischen oder psychischen Konstitution solche fehlerhaften Anlagen (auf „disharmonischer“ Gesamtbeanlagung beruhend) aufweisen. In dieser allgemeinen Fassung wird diese Behauptung heute von den Anthropologen durchaus abgelehnt. Es werden im wesentlichen soziologische Verhältnisse zur Erklärung verwertet, daß tatsächlich unter Mischlingen sich viele entgleiste Existenzen befinden. Für die hier in Frage kommenden Kreuzungen ist eine solche Annahme überhaupt belanglos; die Rassenkreuzung hat in Thüringen nur zwischen einander nahestehenden europäischen Rassen stattgefunden, speziell für die germano-slawische Kreuzung kann im strengen Sinne des Wortes kaum von tiefgreifenden Rassenunterschieden gesprochen werden. Der paläolithische Urahne des Menschen — bei reger Phantasie kann man diesen Urahnen in die Thüringer Gefilde versetzen — ist der Stammvater unserer europäischen Hauptrassen, die unter sich die größte Verwandtschaft bewahrt haben und deren Kreuzung und Vermischung kein degeneratives Motiv enthalten wird.

Für die Verschiedenheiten, die in den einzelnen Völkern und Volksstämmen tatsächlich vorhanden sind, finden wir eine hinreichende Er-

klärung in den abweichenden Kulturbedingungen und Kulturentwicklungen. Inwieweit degenerative Veranlagungen aus kulturgeschichtlichen und sozialpolitischen Bedingtheiten hergeleitet werden können, ist eine äußerst schwierig zu beantwortende Frage. Ich will mich auf dieses Gebiet nur mit äußerster Vorsicht begeben, muß dabei aber nochmals erbbiologische Grundbegriffe streifen. Man kann eine degenerative Veranlagung entstehen lassen aus einer pathologischen „Idiokinese“, aus fehlerhaften Keimesveränderungen, die in konstitutionellen Minderwertigkeiten, Mißbildungen (Entwicklungshemmungen und Entwicklungsstörungen) in verschiedenster Form post natum zutage treten. Eine solche Annahme ist gelegentlich zu weit ausholenden theoretischen Konstruktionen für den Begriff der degenerativen Veranlagung verwandt worden. Ihr Wesen ist uns dadurch aber nicht verständlicher geworden. Man wird sich mit der Feststellung begnügen müssen, daß tatsächlich in der Keimanlage bedingte krankhafte Entwicklungsmöglichkeiten der seelisch-körperlichen Beschaffenheit vorliegen können. Aber nicht nur fehlerhafte Idiovariationen, sondern auch das ganze Heer von *Keimesschädigungen* wird zur Erklärung der degenerativen Veranlagung herangezogen werden müssen. Beide Reihen von Verursachungen können in Thüringen wirksam gewesen sein: geschichtlich begründete Vorgänge und ungünstige sozial-hygienische Lebensbedingungen können zur Verschlechterung der Art, zu dem vermehrten Vorkommen degenerativer Geistesstörungen geführt haben. Ich verweise auf die Tatsachen, daß durch jahrhundertelange dynastische Kriege in Thüringen eine negative Auslese des Menschenmaterials stattgefunden hat: die starken kriegstüchtigen Männer wurden in erhöhtem Maße getötet, übrig blieb ein schwaches Geschlecht. Und wenige Jahrhunderte später sind die Greuel des dreißigjährigen Krieges über das unglückliche Land hinweggezogen; Haus und Hof wurden vernichtet, die Menschen ins Elend gejagt. So wurde die negative Auslese verstärkt und vermehrt! Thüringen ist darum jahrhundertlang ein armes Land geblieben, bis die Neuzeit durch die Industrialisierung erhöhte Arbeitsgelegenheit, vermehrten Verdienst und damit auch eine gehobenere Lebensführung ermöglicht hat. Auf die Nachteile, die diese Industrialisierung mit sich führt, braucht in diesem Zusammenhange nicht eingegangen zu werden. Wir haben nur festzuhalten: geschwächte Geschlechter und erschwerte Lebensbedingungen (man lese in dem Handbuch von *Regel* den Abschnitt über die Ernährungsweise nach) sind die Angelpunkte für die Erklärung der geschwächten Widerstandskraft gegen die seelischen und körperlichen Unbilden des Lebens. Hier fließen die Begriffe fehlerhafte Idiovariationen und Keimesschädigungen gleichsam zusammen. Von den Krankheiten, die zu Keimesschädigungen führen, sind in erster Linie die chronischen Infektionskrankheiten, vor allem

die Tuberkulose, zu nennen. Syphilis ist in bestimmten Fabrikzentren schon seit mehr als 60 Jahren heimisch geworden und spielt in den Jenersen Kliniken, wenn Patienten aus einem solchen Orte herkommen, eine geradezu sprichwörtliche Rolle. „Nullus . . . nisi syphiliticus“ wird heute noch in Anlehnung an einen Ausspruch eines meiner Vorgänger von den Studenten mit Vorliebe zitiert. In den armen Wald- und Talgegenden spielte die mangelhafte Ernährung noch vor 30 Jahren eine geradezu entsetzliche Rolle. Die Kindersterblichkeit und die tuberkulösen Erkrankungen wirkten dort verheerend. Wer damals die Wohnungsverhältnisse, z. B. in den armen Weberdörfern des südwestlichen Thüringens, kennen gelernt hat, der wird unschwer begreifen, daß sozialhygienische Mißstände zur Verschlechterung der Volksart geführt haben. Eine Schar von Kindern war ohne Licht und Luft in enge Räume gezwängt, die Nahrung bestand fast ausschließlich aus Kartoffeln und aus einer Brühe, die Kaffee genannt wurde. Freilich sind all diese Verhältnisse im Laufe der letzten Jahrzehnte sehr viel besser geworden. Wenn man jetzt durch diese Weberdörfer wandert, so ist man überrascht und erfreut, wie alles wohnlicher und sauberer geworden ist, wie rotwangige, gutgenährte Kinder statt der hohläugigen mageren auf der Straße spielen. Hier kann man sehen, wie konsequent und energisch durchgeführte Selbsthilfe unter der Führung eines prächtigen Menschenfreundes und Organisators Menschenschicksale umgestalten kann.

Auch hier fasse ich zusammen: Thüringen zeigte während meiner klinischen Tätigkeit eine im Verhältnis zu anderen deutschen Landesteilen erhöhte Zahl affektiver Psychosen einfacher, periodischer und cyclischer Art, eine erhöhte Anzahl Hysterien und hysterisch gefärbter Psychosen und eine erhöhte Zahl degenerativer polymorpher Psychosen. —

Diesen Korb voll halbreifer Früchte bringe ich meinem Freunde *Hoche* als Gabe zu seinem 60. Geburtstage dar. Ich mußte eine nicht unerhebliche Reihe innerer Widerstände überwinden, bevor ich diese Blätter niederschrieb; denn ich war mir von vornherein klar, daß ich nichts Fertiges bringen konnte. Das war in der Beschaffenheit der Aufgabe und dem mangelhaften Tatsachenmaterial begründet. Es ist mir aber ein beruhigender Gedanke, daß der skeptische und sarkastische Geist *Hoches* (in der Erbmasse durch seine germanisch-hugenottische Abstammung begründet?) in meinen Ausführungen vielerlei Nahrung finden wird.
